



Julien Gracq

LE
BENS
KNO
TEN

Aus dem Französischen
von Gernot Krämer

FRIEDENAUER PRESSE

Inhalt

Vorwort 7
von Bernhild Boie

Wege und Straßen 13

Augenblicke 49

Lesen 93

Schreiben 135

Anmerkungen 171

• V O R W O R T •

von Bernhild Boie

*»Das wahre Geheimnis der Welt ist
das Sichtbare, nicht das Unsichtbare.«*

Oscar Wilde

Im Fonds Julien Gracq der Handschriftenabteilung der Bibliothèque Nationale de France befindet sich eine Reihe von 29 mit »Notules« (Randnotizen) betitelten Heften. Für zwanzig Jahre nach seinem Tod hat Gracq jegliche Veröffentlichung dieser Texte untersagt. Sicher mit Rücksicht auf Zeitgenossen, die schreibend hier und da aufs Korn genommen wurden. Wir müssen uns also bis 2027 gedulden, um zu erfahren, was sie enthalten. Doch der Fonds Julien Gracq birgt noch einen anderen Schatz, zu dem uns kein Verbot den Zugang verwehrt. Es sind die hier zu lesenden Prosastücke. Sie sind Teil eines Ensembles von Texten, die Gracq in seinen Notizbüchern ins Reine geschrieben und dann zum Abtippen gegeben hat.

Die vorliegende Entdeckung aus den Sammlungen der Nationalbibliothek bereitet uns die wunderbare Überraschung, einem Schreiben wiederzubegegnen, das zum Sehen, Fühlen, Denken anregt. Eine leuchtende poetische Prosa, die beim Flanieren auf Pfaden und Wegen Landschaften erstehen lässt mit allem, was diese an unmittelbarer Gegenwart, Erinnerungen, Geschichten, Mythen und Märchen in sich tragen. Eine sinnliche Prosa, in der Gegenstände sich beseelen und Lebendiges auf Lebloses trifft, »die Kühe wie Wäsche überall auf den Wiesen verteilt«. In der Sprache nistende »Lebensknoten«. So wird jede Reise zur Entdeckung eines anderen Gesichts der Erde und des Lebens, das ihr anhaftet, »mondschlummernde Lichtungen« – »mit wildem Wein behangene Häuschen«. Und oft gibt der Blick des Geologen einem Ort seine Ursprünge zurück und entscheidet über seine Güte und die Freude, sich dort aufzuhalten:

»Zwischen einer auf Felsen ruhenden Landschaft, deren Gliederung durchweg von der Beschaffenheit und dem Gerüst der Tiefenschicht bestimmt wird, und einer, die sich undifferenziertem bröckeligem Schutt anpasst, besteht der gleiche Abstand wie zwischen einer Konstruktion aus Granit oder Quadersteinen und einem Bau aus Strohlehm.«

Doch findet man in diesen Texten auch hellsichtige, dem Lauf der Welt abgelauschte Worte. Neckische, manchmal spöttische Kommentare über den Literaturbetrieb und seine Sitten. Eine heitere Art zu

denken, die die unbeständigen Gewissheiten und zerbrechlichen Überzeugungen der modernen Gesellschaft und ihrer politischen Bühne ohne Nostalgie oder Lamento ungeschminkt darstellt.

Eine scharfsinnige, präzise, ganz in ihrer Zeit verankerte, aber auch und vor allem der unseren vorgehende Kritik, was manchen dieser Stücke einen beinahe prophetischen Ton verleiht. Die Bestandsaufnahme der irdischen Verhältnisse ist so illusionslos, wie das Vertrauen in die Bewusstwerdung der Menschen gering ist:

»(...) die Erde hat ihre Belastbarkeit und Widerstandskraft verloren, dieser Hügel kann heute nach Belieben abgetragen, jener Fluss trockengelegt, die Wolken können aufgelöst werden. Der Augenblick ist nah, da der Mensch im Grunde nur noch sich selbst gegenübersteht in einer Welt, die ausschließlich von seiner Hand *nach seiner Vorstellung* gestaltet ist – und ich bezweifle, dass er sich dann ausruhen, sein Werk genießen und es für gut befinden kann.«

Im Übrigen gilt für diese Aufzeichnungen immer noch, was Gracq 1986 im Gespräch mit Jean Carrière gesagt hat: »(...) man kann die Welt sehr wohl als unersetzliches Wunder für den Menschen betrachten und in aller Gelassenheit bar jeder Hoffnung sein.«

Die Gliederung dieses Bandes erinnert an die Vorstellung, die Gracq sich von einem Buch machte: »(...) ich hatte immer eine Schwäche für in Kapitel unterteilte Bücher, für Kapitel mit Überschriften.«

Doch wie in *Lettrines II* ist die Zuordnung der Texte nicht zwingend, die Umrissse der Kapitel bleiben vage, ihre Grenzen durchlässig. Themen und Formen überschneiden sich, frei entfaltet sich das Schreiben, wechselt mit seinem Gegenstand den Takt, das Timbre, die Farbe.

Der Schriftsteller mochte es auch, wenn den Kapiteln ein Motto vorangestellt ist. Wir haben stattdessen jeweils Bilder aus seinem Fotoarchiv verwendet.

»Und nun überlassen wir dem Text das Wort, was ja nicht wenig ist.«

WEGE
UND
STRASSEN



OFT bleibt mir von einer Autoreise die hartnäckige Erinnerung an in der Dämmerung zurückgelegte Strecken, zu später Stunde eines Sommerabends, wenn die schwierige Suche nach einer Unterkunft uns antreibt und die hereinbrechende Nacht für den Reisenden etwas von ihrer vormaligen Beunruhigung zurückerlangt. Im vergangenen September hatte ich am vorgerückten Abend – die Hotels waren unerwartet voll – die Kleinstadt Sancerre hinter mir gelassen und war durch die Sologne nach Westen gefahren, unsicher, ob in den Mulden ihrer Heiden eine Unterkunft und ein Gedeck zu finden wären. Als ich den großen Hügel hinterbrauste, übergoss die tiefstehende Sonne noch glorreich die Weinhänge, dann begann das Ländchen von Henrichemont die kleine Straße launisch zu verbiegen mit seinen Weinbergen und steilen, mit Hecken vernähten Senken, worin die Nacht allmählich wuchs wie die Flut eines schwarzen Weihers. Ich tauchte über einen sanften Abhang ins Tiefland, vorbei an geraden, von Ästen überwölbten Linien; hin und wieder öffnete sich im zerschmetterten Hintergrund des Panoramas ein Auge fahlgelben Taglichts und begann zu flackern. Es wurde vollends Nacht und ich fuhr beinahe lautlos dahin, wie in einen duftenden Pelz gehüllt, der nicht Wärme, sondern Kühle spendet. Die Geologie verflüchtigt sich nie ganz aus meinem Landschaftsempfinden; die Sologne bleibt für mich immer Frankreichs Kuhle, die sie war, als

dort gewaltige Mengen Sand, Lehm und Kies bewegt wurden: ein stehender, eingekellerter Nabel, den nur selten der Wind besucht und der wie ein Tümpel unter grünem Schaum schläft. Die nächtliche Durchquerung des Hochwalds offenbart im Lichtkegel der Scheinwerfer nichts als die Beine verblüffter Riesen, deren Köpfe sich viel weiter oben im Nebel verlieren, in einem Hauptgeschoss, wo die Konfusion der Nacht schwerfällig ihre Träume durcheinanderbringt. In der Sologne ist die Nacht seltsamer: Sie gleicht einem nur noch lustlos gepflegten Garten, auf dessen properen schmalen Asphaltsträßchen im Schutze der Finsternis das Wilde dunkle Wellen schlägt. Man staunt über die manische Pflege, die diesen Verkehrswegen in der Einsamkeit zuteilwird: Es ist, als würde das unsichere Band von einem Augenblick zum anderen ganz dünn, könne sich plötzlich in einer Sandmulde verlieren. Doch es setzt sich fort, als schöbe ein heller Gedanke die drückende nächtliche Blockade fort und trenne sie auf in dem Maße, wie man vorankommt. Ich fuhr lange durch den dunklen, von Pflanzengeruch durchzogenen Grund, der von lumineszierenden Tieraugen bevölkert war, wie sie in tiefsten Meerestiefen glimmen: Dieses erwachende tierische Leben, das aus dem Schweigen des Blattwerks selbst zu erstehen schien, machte den Geist mit einem Mal für düstere Märchen empfänglich, wehte ihn über die lockenden Raine einer schon ganz von indiskretem Rascheln erfüllten Walpurgisnacht. Schon aber tauchten in einer Bie-

gung die hohen gotischen Giebel von Aubigny-sur-Nère hinter den Bäumen auf, die sich als Silhouetten von den Lichtern der Hauptstraße abhoben, wo die Terrassen der Cafés noch in der warmen Nacht wachten; die winzige Stadt der Stuarts mit ihren schmiedeeisernen, an den Ecken alter Straßen hängenden Lampen, die überall ans Dickicht stießen, kam mir nach diesem Tauchgang in die Tiefen des schwarzen Waldes vor, als würde sie vom kugeligen warmen Licht venezianischer Laternen beschienen, die man für einen Ball in die Zweige eines Parks gehängt hat.

*

Winterlandschaft im überschwemmten Loiretal: Eine spröde Wasserfläche, die der kalte weihnachtliche Nordwind kräuselt, bedeckt die Wiesen der Thau; nur da und dort ragen, auf die wenigen von der Flurbereinigung verschont gebliebenen Kopfeschen gestützt, die Astwerkhochsitze der Entenjäger hervor. Durch den leichten Eisnebel, von dem das Tal beschlägt und jegliche Farbe verliert, schimmert nur noch eine kalte und graue tiefländische Picardie, ein aufgrund irgendeines Schleusenbruchs überflutetes flämisches *laagland*, wo der schwächliche Wintertag nur für ein paar Stunden gelangweilt ein Augenlid hebt.

So wie der Unterlauf der Loire mehr oder weniger die Demarkationslinie darstellt zwischen den Schie-

ferdächern im Norden und den Tonziegeln der Vendée im Süden, die mit Feigenbaum und Rebe befreundet sind, neigt die Landschaft je nach Jahreszeit dieser oder jener Sphäre zu: der nordischen, sobald die letzten Blätter abgefallen sind, der südländischen, wenn die ersten Hitzewellen wiederkehren. Und sogar der Fluss scheint im Laufe der Jahreszeiten den Breitengrad zu ändern: Wadi am Sommerende mit seinen im Netz der Sandbänke gefangenen *Pfützen* – kalter und grauer, bis an den Rand der Deiche angeschwollener holländischer Strom im Winter. Wechsle ich ans andere Ufer, verdüstert sich für mich das Licht, und das beinah zu jeder Jahreszeit: Ich verstehe die Beklommenheit der Aufständischen aus der Vendée, als sie 1793 ans andere Loire-Ufer übersetzten. Nur wenige Landschaften machen auf mich einen so ausgestorbenen, so lebensarmen Eindruck wie der nördliche Teil des Departements Loire-Atlantique. Ich täte mir schwer damit, dort zu wohnen: Das Leben des Dichters René Guy Cadou erscheint mir nicht zuletzt deshalb so beklagenswert, weil er an diese benachteiligten Orte gekettet war: Saint-Herblon, Louisfert. So hat das Antlitz der Erde seine Vorhöllen, im doppelten Wortsinn: Randbereiche, wo das Leben verkümmert, von keiner Attraktion beseelt wird, Wohnorte von Seelen ohne Schicksal und Neigung, denen wohl nie ein Zeichen der Vollendung aufgeprägt werden kann.

*

Verschneite Gipfel, so blankgeputzt vorm Himmel,
dass sie in azurnem Speichel zu baden scheinen.

*

Ein klarer und kalter Tag am Winterende, von jenem metallischen und wie frisches Zink leuchtenden Blau, das man während der letzten Fröste am Himmel sieht, wenn die Tage länger werden; die trockene Kälte wirkt belebend und aufheiternd. Plötzlich, ich weiß nicht warum, überkam mich das Verlangen, an die Kaps der Bretagne versetzt zu werden, in den Strom eines beißenden, die Haut in Runzeln legenden Windes, der die kleinen weißen Häuser an der eingespeichelten und schäumenden Küste abbeißt, ans Meer, das in jeder Einbuchtung klumpt und ansteigt wie der Schnee geschlagener Eier. Dorthin, wo die angebetete Morgensonne frischer, weißer, kreidiger ist als andernorts; ins Reich einer verjüngten Welt, denn mit jedem Tagesanbruch scheint sie neu aus dem Schaum zu erstehen.

*

Vom hübschen Balkon an der Loire in *La Meilleraie*,
über den ich in diesen Heften schon gesprochen habe

und wo ich gern spazieren gehe, wie heute Nachmittag in der Oktobersonne, gibt es eine Replik oder eher Verlängerung, die sogar noch hübscher ist: die *Basse Meilleraie*, eine im Westen anschließende Reihe von Häusern, deren Gärten zum Ufer der nicht ausgebauten Loire gehen und die nur über einen schmalen Fahrweg auf der Rückseite der Häuser zu erreichen ist. Der Name *Niedere Meilleraie* (»nieder« ist in der Ortsnamenkunde meist ein Synonym für schlecht) hatte mich lange ferngehalten, zusammen mit dem in Saint-Florent seit sechzig Jahren etablierten Ruf, bloß eine Art Armeleutestadt zu sein, die von ein paar Fischern bewohnt ist und in die man sich allenfalls begibt, um Maifisch oder gebratenen Aal zu bestellen. Tatsächlich wurden die einst baufälligen Gemäuer gerettet, restauriert, verputzt, getüncht, mit Veranden und Gartenlauben umgeben und sind nun eine Kette von Landhäusern, bescheiden zwar, aber fürs Auge fast durchweg einladend hinter den Obst- und Gemüsebeeten, und der grasbewachsene Pfad entlang der Loire, der zwischen den Gärtchen und den an der Böschung aufgereihten Eschen und Weiden hindurchführt, eröffnet zwischen Fluss und Gärten eine schattige Promenade, ein funkelndes und blühendes *Ende der Welt*, wie gemacht, um all das häusliche Glück zu verbergen und zu schützen, das sich in jedem Haus hinter Rosenstöcken und Bohnen verkrochen hat. In der Freude, die ich empfand, als ich das erste Mal diesen auf bescheidene Weise verwunschenen Weg